

ERSTER BRIEF:**EINE OHRFEIGE WIDER DEN GUTEN GESCHMACK**

Lieber Viktor Borisovič,

so, mit Vor- und Vatersnamen, redet man sich im Russischen an: Eine Höflichkeitsform, die, wenn mein Sprachgefühl mich nicht trügt, auf halbem Weg zwischen Duzen und Siezen liegt.

Ich betone das, weil Sie bei Baudouin de Courtenay Linguistik studierten, bevor Sie die Gesellschaft zur Erforschung der poetischen Sprache gründeten, kurz Opojazz genannt. Sie waren Anfang 20 und eroberten die kompliziertesten Wissensgebiete im Sturm, wie Sie selbst sagen, ohne zu ahnen, wie schwierig die Probleme in Wahrheit sind. Das war noch vor 1917, und von Linguisten wie Ethnologen haben Sie und Ihre Mitstreiter im Opojazz mehr gelernt als von der akademischen Literaturwissenschaft. Ich spreche von Juri Tynjanow, Boris Eichenbaum und Roman Jakobson, um nur diese Namen zu nennen, aber ich könnte auch Berühmtheiten wie Majakowski oder Mandelstam anführen: Trotz aller Differenzen waren die Genannten sich einig darin, dass das herkömmliche Herangehen das Literarische an der Literatur verfehlt, indem man dieser eine philosophische oder ideologische Zwangsjacke überzieht und, wie Charlie Chaplin beim Kofferpacken, alles, was nicht ins vorgefertigte Schema passt, mit der Schere abschneidet.

„Eine Ohrfeige wider den guten Geschmack, Puschkin und Dostojewski vom Dampfer der Gegenwart stoßen, auf der Eisscholle des WIR in einem Meer von Pfiffen und Entrüstung treiben“, hieß es im „Futuristischen Manifest“ von 1912, das aus heutiger Sicht mehr Fragen aufwirft, als es beantwortet. Wozu die törichten Invektiven gegen Puschkin und Dostojewski, die über die Genannten noch weniger aussagen als der Film „Fack ju Göthe“ über den Weimarer Klassiker? Und wer verbirgt sich hinter dem großspurigen „Wir“, von dem hier die Rede ist?

Als Antwort müsste ich das russische Alphabet herunterbeten, von Achmatowa bis Zwetajewa, nicht zu vergessen Welimir Chlebnikow, dem Sie in Ihrem Buch „Zoo oder Briefe nicht über die Liebe“ ein Denkmal setzten. Was all die Symbolisten, Akmeisten, Konstruktivisten, Futuristen, Westler und Slawophile, Gottsucher und falschen Propheten miteinander verband, war der Überdross am Althergebrachten und ihr entschiedenes Bekenntnis zur Modernität, und das lange vor der russischen Revolution.

Synergieeffekt ist ein Modewort dafür: Ohne diesen Gärungsprozess, ohne die überschäumenden Energien

aus Kunst und Literatur, die hier zusammenflossen, hätte es, so wage ich zu behaupten, die Revolution nicht gegeben. Gemeint ist die Februarrevolution, die Russlands Fesseln sprengte, nicht die Oktoberrevolution, sprich Diktatur des Proletariats. Aber ich habe mich allzu weit vom Ausgangspunkt meiner Überlegungen entfernt.

P. S.

War Viktor Šklovskij dein Lehrer, dein Lehrmeister in Sachen Literatur? Ja, denn die kulturelle Erbfolge geht nicht vom Vater auf den Sohn über, sondern wie bei Tschuschtschen, Ewenken und andern sibirischen Völkern vom Onkel auf den Neffen oder vom Großvater auf den Enkel. So kommt es, dass ich mir nicht Günter Grass zum Lehrmeister erkor, der im Literarischen Colloquium Prosaschreiben unterrichtete, sondern den Vordenker der russischen Formalisten, der 50 Jahre älter war als ich und Sätze von sich gab, die vieldeutig und dunkel klangen wie die Fragmente der Vorsokratiker: „Kunst ist ein Ofen, der das Holz umformt, Literatur fordert sich aufgeben ins Ernste hinein, als Tolstoj starb, schrieb seine Hand noch.“

Als Gymnasiast hatte Viktor Šklovskij, der keinen Matrosenanzug, sondern eine Schuluniform trug, den greisen Tolstoj in Jasnaja Poljana besucht, und mir schwindelte beim Blick in den tiefen Brunnen der Zeit, in dessen schwarzem Wasser sich mein Gesicht spiegelte. Ein Hauch von Ewigkeit wehte mich an beim Blick auf den alten Mann mit der auf Hochglanz polierten Glatze, der mich an einen Kosaken-Hetman erinnerte oder an einen Zentaur: „Vom vielen Reiten wirkte er steif und plump, aber er bewegte sich mit der Schnelligkeit und Sicherheit eines Boxers. Wenn er lächelte, sah er gutmütig und einfühlend aus, nur die Augen, schwarz und blutunterlaufen, glühten wie flüssiger Stahl.“ So schildert John Reed seine erste Begegnung mit Mexikos Revolutionsführer Pancho Villa, und dazu passt, was Viktor Šklovskij auf Befragen zu Protokoll gab: „Lenin war eine rotierende Kugel, die druckreife Reden hielt, Trotzki war ein Manschettenwerfer, der wild mit den Armen fuchtelte, Stalin war ein Bergadler, der seine Jungen aus dem Nest warf, damit sie fliegen lernten, die Revolution ist die Schule des Weltflugs.“ Das war im April 1970 im Literarischen Colloquium, damals noch nicht am Wannsee, sondern in der Carmerstraße. Aber ich will und muss die Geschichte von Anfang an erzählen, so wie sie sich wirklich zugetragen hat.

Warum mir der russische Formalist Viktor Šklovskij mehr beibrachte als Günter Grass.

Eine Hommage in Briefen von Hans Christoph Buch

ZWEITER BRIEF:**SIE VERLASSEN DEN AMERIKANISCHEN SEKTOR**

Lieber Viktor Šklovskij,

Sie sind 1893 in Sankt Petersburg geboren und 1984 in Moskau gestorben, und ich frage mich, warum ich erst jetzt, im Alter, unser Zusammentreffen schildere, das mein Leben und meine Arbeit tiefgehend verändert und beeinflusst hat. Als Sie meinen Freunden und mir, unter ihnen die Dichter F. C. Delius und Wolfgang Maier, im Literarischen Colloquium Frage und Antwort standen, lag die „Theorie der Prosa“, Ihr Frühwerk, das Sie schon als Schüler konzipierten, ebenso weit zurück wie die Zeitspanne, die mich heute von unserer ersten Begegnung trennt: exakt 50 Jahre.

Tschecha ist der Mädchenname des KGB, pflegte Joseph Brodsky zu sagen, ein Petersburger wie Sie, und nur mit List und Tücke gelang es mir während Ihres Besuchs in Westberlin, die Aufpasser des sowjetischen Generalkonsulats auszutricksen und Sie in meinen mit laufendem Motor wartenden Volkswagen zu bugsieren. „U Vas Neprijatnaja Stena“, sagten Sie, es gibt hier eine unangenehme Wand, und es dauerte lange, bis bei mir der Groschen fiel, denn auf Russisch sind Mauer und Wand ein und dasselbe Wort. Ich machte einen Abstecher zum Brandenburger Tor und parkte vor dem mehrsprachigen Schild mit der Aufschrift: „You Are Leaving The American Sector – Vous Sortez du Secteur Américain – Vy Vyjezate iz Amerikanskogo Sektora“.

Schwer atmend erklommen Sie eine Aussichtsplattform mit Blick auf die Quadriga und das im Halbkreis ummauerte Brandenburger Tor, und murmelten, während kalter Wind Ihnen Tränen in die Augen trieb, einen Satz, der nicht „Ich bin ein Berliner“ und auch nicht „Mr. Gorbachev, tear down this wall!“ lautete, sondern: Das ist nicht das, wofür mein Sohn gekämpft hat, das ist nicht das, wofür Nikita gefallen ist. Später las ich in einer biografischen Notiz, dass Ihr Sohn beim Vormarsch der Sowjetarmee auf Berlin ums Leben kam.

P. S.

Warum hast du in den 50er-Jahren an der Bonner Volkshochschule Russisch studiert? Aus Protest gegen das Beethoven-Gymnasium, wo du Latein und Griechisch büffeln musstest, und gegen den Zeitgeist der Adenauer-Ära, als „der Russe“ auf Wahlplakaten der CDU als blutrünstige Bestie dargestellt wurde, während Stalin aus Sicht der KPD ein Freund der Deutschen und gemütlicher Pfeifenraucher war? Ihr lerntet Kinderreime auswendig: „Maša Maša tam kartina/ eto traktor i mašina“, und am Ende des Volkshochschulkurses übersetztet ihr radebrechend die Rede über die sowjetische Verfassung, die Stalin 1936 auf dem Höhe- und Tiefpunkt der Moskauer Prozesse hielt: „Sojuz sovjeckich socialističeskich respublik jest socialističeskoe gosudarstvo rabočich i kres-

tian.“ Das musset ihr im Chor nachsprechen. Russisch leicht gemacht: Das von Wolfgang Steinitz – dem finnoungarischen Sprachwissenschaftler und Mitglied des SED-Zentralkomitees, der wie Herbert Wehner Stalins Säuberungen im schwedischen Exil überlebte – verfasste Taschenbuch war ein Vademecum der Propaganda des Vierten Reichs, Lingua Quarti Imperii, aber das focht dich nicht an, denn du hattest Trotzki Autobiografie und „Babij Jar“ von Jewgeni Jewtuschenko gelesen, später kamen Solschenizyn und Margarete Buber-Neumann dazu, und warst gegen den Virus des Stalinismus immun.

Weiter im Text: Nach deiner Übersiedlung von Bonn nach Berlin studierst du Slawistik an der Freien Universität, wo lebende Sprachen als unseriös galten und du statt Polnisch oder Tschechisch Altbulgarisch büffeltest, und stauntest nicht schlecht, als du in den Katakomben der Barockkirche San Clemente in Rom vor dem mit frischen Blumen geschmückten Grab des Slawenapostels Kyrill standst, der das Neue Testament ins Altbulgarische übertragen hatte, die Sprache der russisch-orthodoxen Liturgie. Statt Alexander Blocks Poem „Die Zwölf“ zu übersetzen, zähltest du die Hebungen und Senkungen in Tjutschschews Nachdichtung von Heines Gedicht „Ein Fichtenbaum steht einsam/ im Norden auf kahler Höh“. Was dich für die Mühsal entschädigte und mit dem Slawistik-Studium versöhnte, waren Beispielsätze aus russischen Romanen, die am Ende jeder Lektion im Langenscheid-Sprachführer aufgelistet wurden – ohne Angabe von Titel oder Verfasser: Fragmente eines totalitären Diskurses, der deinen Blick schärfte für die tragische Dimension der Literaturgeschichte, obwohl nur vom Alltag die Rede war, in dessen Chaos, damals wie heute, der russische Mensch versank:

Die Kälte zwang mich, einen warmen Mantel anzuziehen. Der nächste Tag versprach keine Wetterbesserung. Der Hund stellte sich auf die Hinterpfoten. Die Leute redeten eine mir unbekannte Sprache. Innen- und Außenpolitik wurden getrennt behandelt. Auf den Kolchosfeldern reifte der Weizen. Seien Sie so liebenswürdig und rufen Sie mich an! Das Großstadtleben gefiel ihr. Als ich die Tür öffnete, stand eine Gruppe von Ärzten am Fenster. Wer ist die Dame auf der anderen Straßenseite? Fragen Sie am Postschalter, wie viele Briefmarken man auf ein Einschreiben klebt. Woronzow drehte sich um, als er seine Verfolger erblickte. Abgemagert und ernst saß er auf dem Bett.

Die mir vorgestellte Dame. Das im Radio übertragene Konzert. Der zuletzt eingetroffene Gast. Die in Trabantenstädten erbauten Häuser. Der vom Wind weggerissene Hut. Die in Moskau verlebten Wochen. Die vor dem Mausoleum postierten Wachen. Die am Boden verschüttete Milch. Der von mir geleitete Zirkel. Die von der Regierung beschlossene Maßnahme.

DRITTER BRIEF:**BEWAHREN SIE DIE LIEBE**

Werter Herr Šklovskij!

Als ich Sie im April 1971 in Moskau besuchte, schrieben Sie eine Widmung in eins Ihrer Bücher, das ich kurz zuvor in einem Antiquariat erstanden hatte. Der Titel hieß, frei übersetzt: „Künstlerische Prosa, Gedanken und Erinnerungen“, nein, das klingt wie Bismarck, „Reflexionen und Rezensionen“ kommt der Sache näher, und die Widmung lautete: „Für Christoph Buch – bewahren Sie die Liebe“. In der Folgezeit zog ich den in Kaliko gebundenen Band immer wieder aus dem Regal und fragte mich, was Sie mit Liebe gemeint hatten: Liebe zu den Frauen, Liebe zu einer Frau oder Liebe zur Literatur? Letzteres vielleicht, aber erst jetzt, beim Wiederlesen der mit hellblauer Tinte geschriebenen Widmung, wird mir klar, dass ich mich verlesen hatte und *Ljubow*, das russische Wort für Liebe, mit *Junost* verwechselte: „Bewahren Sie Ihre Jugend“, hatten Sie auf das vergilbte Vorsatzblatt des 1959 in Moskau erschienenen Buchs gekritzelt.

Nach Chruschtschows Geheimrede auf dem XX. Parteitag der KPdSU war Entstalinisierung angesagt, und nachdem Sie jahrzehntelang Persona non grata gewesen waren, erlebten Sie ein unerwartetes Comeback: Ihr Jugendwerk „Zoo oder Briefe nicht über die Liebe“ wurde, 48 Jahre nach dem ersten Erscheinen, in westliche Sprachen übersetzt, und Sie durften Berlin besuchen, genauer gesagt West-Berlin, wo wir uns im Haus für deutsch-sowjetische Freundschaft begegnet sind.

Die Entstalinisierung wurde mit den Methoden des Stalinismus vollzogen, schreibt Georg Lukács, durch bürokratische Weisungen von oben statt durch demokratische Debatten über Stalins Verbrechen. So auch hier: Nicht als Opojazz-Gründer und Vordenker der Formalisten schickte der Moskauer Schriftstellerverband Sie nach West-Berlin, sondern in subalternen Funktion, die so banal wie erbärmlich war: Als Co-Autor eines Buches über Sprache und Stil Lenins, mit dem Sie und Ihre Mitstreiter sich eine Schonfrist erkaufen, bevor Stalin das freie Denken verbot und Sie zur Verdammung des Formalismus zwang.

Das war 1930, und 40 Jahre später sitzen Sie auf dem Podium der Majakowski-Galerie am Kurfürstendamm, flankiert von Oskar Wehling, Präsident der deutsch-sowjetischen Freundschaft, und Fritz Mierau, Übersetzer aus Ostberlin, und erklären pflichtgemäß, Lenins Sprache sei frei von stereotypen Klischees. Bis mir der Krage platzt und ich, Tacheles redend, die Anwesenden frage, ob ihnen klar ist, wen sie vor sich haben: einen Zeitzeugen der Revolution und des Bürgerkriegs, Freund und Vertrauten von Gorki, Bely, Babel, Blok, Eisenstein, Jessenin, Majakowski, Pasternak, Samjatin, Verfasser von „Zoo oder

Šklovskij oder die Liebe zur Literatur

Briefe nicht über die Liebe“, geschrieben 1922 in Berlin, wohin Sie flohen, weil Ihr Bruder, ein linker Sozialrevolutionär, ein Attentat auf Lenin geplant haben soll.

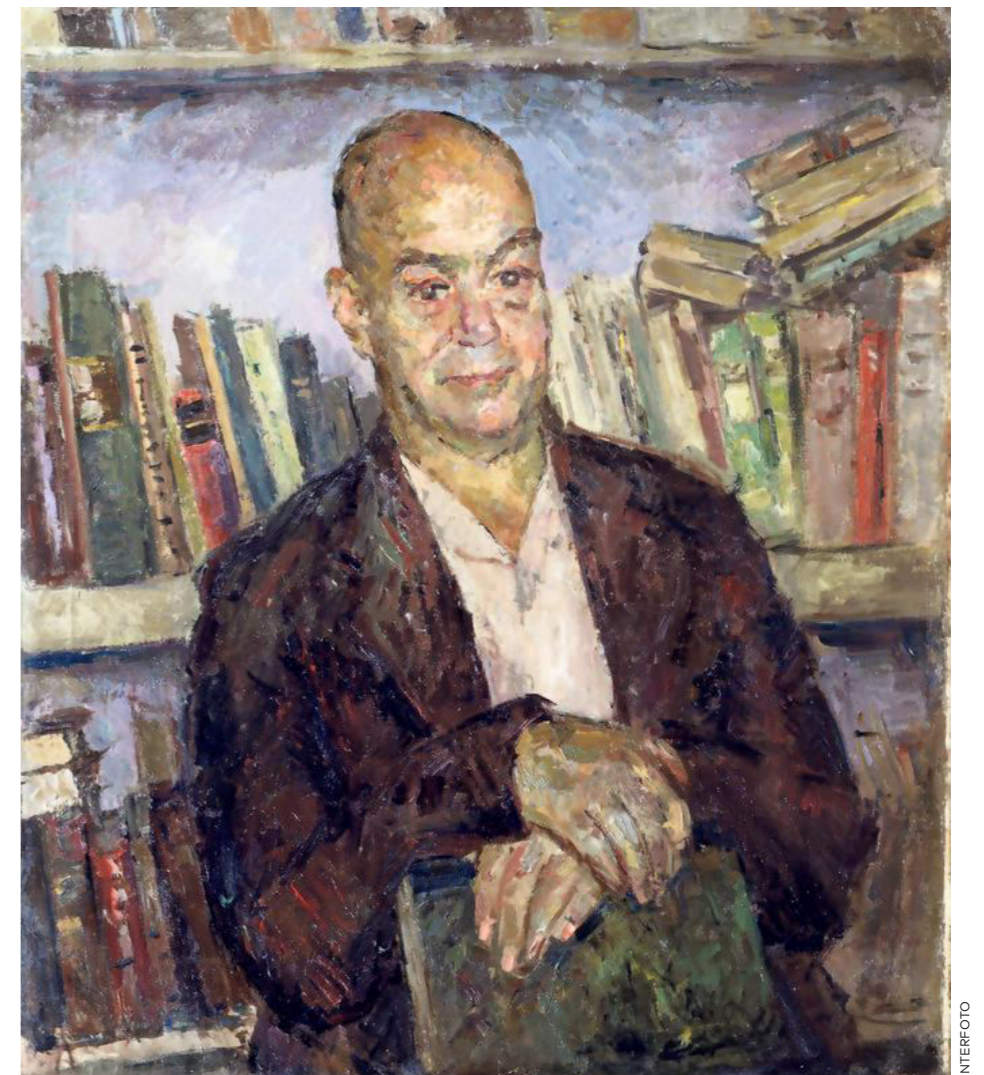
Betretenes Schweigen, dann Pfiffe und Buhrufe. Sie dämpfen die Erregung mit beschwörend erhobenem Arm und rufen, beim Anblick der Gedächtniskirche hätten Sie sich die Frage gestellt, woran hier erinnert werden solle? Warum hat man den Kirchturm nicht renoviert oder, noch besser, ein Monument errichtet wie Tatlins Entwurf für die III. Internationale? Damals hätten Formalisten und Futuristen die Mauern zu überwinden versucht – zwischen Gegenwart und Zukunft, Autor und Leser, Bühne und Publikum. Und Sie warnen – dabei schauen Sie mich an – die West-Berliner Jugend vor einem kleinen roten Buch, das derzeit in aller Munde sei.

P. S.

Es hat keinen Zweck, es zu leugnen, auch du huldigst dem Zeitgeist von 1968 in Gestalt des kleinen roten Buches, herausgegeben von Maos designiertem Nachfolger Lin Biao, dessen kalligrafisch getuschter Aufdruck „Studiert die Schriften des Vorsitzenden Mao, befolgt seine Lehren, handelt gemäß seinen Weisungen“ dem Band voranstand, der Sätze enthielt wie: „Die Revolution ist kein Deckchensticken, und für alles Reaktionäre gilt, dass es nicht fällt, wenn man es nicht niederschlägt.“ Damals glaubtest du, Chinas Kulturrevolution sei ein gewaltloser Aufstand der Massen gegen die Bürokratie, ein heroischer Versuch, das Volk zu mobilisieren gegen die Nomenklatura der Partei, um Fehlentwicklungen wie in der Sowjetunion zu vermeiden. Das erzähltest du Lew Kopelew, der die Zwangskollektivierung der Landwirtschaft miterlebt und mit Solschenizyn im Lager gesessen hatte, während ihr die Gorkistraße hinunterläuft, deren Häuser Stalin während der Moskauer Prozesse Zoll um Zoll hatte verrücken lassen, um Platz zu schaffen für Aufmärsche und Militärparaden. Erst zehn Jahre später, als ein aus Peking angereister Literaturprofessor beim Besuch deiner Wohnung in Tränen ausbricht angesichts der Mao-Bibel, mit der die Roten Garden ihn gefoltert haben, begreifst du, dass die Kulturrevolution ein innerparteilicher Machtkampf mit Millionen Toten war, der als Phantomschmerz bis heute weiterwirkt.

Noch später, in Hangzhou, stehst du fassungslos vor einer Vitrine mit Schwarzweißfotos der verkohlten Leiche von Lin Biao, der beim Absturz eines von seinem Sohn gesteuerten Flugzeugs starb, angeblich auf der Flucht in die UdSSR, die von chinesischen Abfangjägern im Luftraum der Mongolei vereitelt wurde.

Hans Christoph Buch lebt in Berlin. Sein Essayband „Tunnel über der Spree“ erschien 2019 in der Frankfurter Verlagsanstalt, sein Reisebuch „Kulturschock China“ bei Bacopa.



Viktor Borisovič
Šklovskij (1893-1984),
wie ihn der Maler
Robert Rafailowitsch
im Jahr 1948 sah